

# ES GILT DAS GESPROCHENE WORT

## Vortrag Oliver Albrecht auf der Dekanatssynode Rheingau-Taunus 8.3.2025

Liebe Synodale, liebe Gäste hier an diesem Morgen,

vor ein paar Tagen, Gespräch im hessischen Landtag mit einem unserer Kirche noch freundlich verbundenen Menschen. Er verfolgt aus der Ferne unseren Reformprozess mit Interesse, seine Schwester ist in einem Kirchenvorstand aktiv. Er findet, dass wir da insgesamt auf einem guten Weg wären. Aber das es jetzt dringend geboten sei, dass wir ihn zügig so oder so beenden. Die Menschen in unserem Land bräuchten uns dringender, als das uns vermutlich klar sei.

Wir sprachen über Glauben und Politik in Zeiten wie diesen und wie das gehen kann mit einer Kirche, die sich einmischt. Da gibt es die, die finden, Kirche sollte eben das nicht tun und sich ganz raushalten und auf den Glauben beschränken. Oder wir bekommen plötzlich Beifall von unerwarteter und doch falscher Seite: „Glaube, Heimat, Familie – da sind wir uns doch ganz einig, Herr Propst“ musste ich mir neulich in einem Kreistag anhören. Wir werden vor den Karren gespannt oder inzwischen auch offen bekämpft, nach einer Rede auf dem Römerberg bekam ich das erste Mal in meinem Leben Drohbriefe. Und immer noch gibt es die vielen Politiker:innen auf lokaler und Landes-Ebene, die einfach vernünftig mit uns zusammen arbeiten möchten. Mit denen wir uns allenfalls über Kostenbeteiligungen streiten müssen.

Das Alles aber plötzlich in extrem aufgeheizter Atmosphäre, in unserem Land und noch mehr international. Bündnisse drohen zu brechen und die Welt wird neu sortiert in einer Form, wie wir das nicht für möglich gehalten hätten.

Worum geht es also in meinem Vortrag? Ich möchte mit Ihnen keine Erklärungen ausarbeiten oder Maßnahmen starten. Ich will an diesem Morgen innehalten und überlegen, was uns jetzt wirklich weiterbringt. Eine theologische Reflektion vor überstürzten Aktionen oder zu schnell gesagten Worten.

Heute beginnt die Passionszeit. Doch am Aschermittwoch ist nicht alles vorbei, sondern geht, bei Licht besehen, erst richtig los. Die Passionszeit mit ihren zärtlichen und starken Chorälen macht uns in besonderer Weise klar, dass Musik helfen kann, dass Worte an uns nicht vorbeirauschen, sondern das Herz und auch den Verstand erreichen. Vorsingen kann und will ich Ihnen hier nichts, aber einen Dreiklang ertönen lassen, in uns und in diesem Raum, der uns Herz und Verstand klar und froh macht.

### Was dürfen Sie also erwarten?

Bewährte Gedanken aus Zeiten, die vielleicht genauso aufwühlend waren als unsere, aus der Zeit der Aufklärung und der Revolution, der Reformation und der Entstehung des neuzeitlichen Europa bis zurück zur Alten Kirche und der Völkerwanderung und immer wieder natürlich zur guten alten Bibel. Diese Geschichte soll uns dann helfen, die Gegenwart zu verstehen, eine *Ordnung der Gedanken* und *Klärung der Gefühle*. Denn das braucht unser Land gerade einmal wieder: geordnete Gedanken und geklärte Gefühle.

### Der Dreiklang hat einen Grundton, und der schwingt mit in allen Lagen. Er heißt: Trennung von Kirche und Staat

Dass die Gedanken frei sind und keine Macht der Welt bestimmen darf, was ich glaube, und dass es in einem Staat weder von Vor- noch von Nachteil sein darf, ob ein Mensch an Gott glaubt oder eben nicht – das sind keine neuzeitlichen Gedanken. Das ist die Kernbotschaft Jesu Christi: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ sagt er, wenn er den Geist beschreibt, der die Gemeinschaft der Jüngerinnen und Jünger bestimmen soll. Und auf die Frage, ob ein Christ staatlichen Gesetzen zu gehorchen hat, lautet seine Antwort: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Und er fügt hinzu: „Gott aber, was Gottes ist.“

Zu unserer Schande und unserem Schaden haben wir Christen uns dann immer wieder die Sinne vernebeln lassen, wenn die Mächtigen versuchten, mit der Kirche Staat zu machen. Nach der konstantinischen Wende etwa, als das Christentum im untergehenden römischen Reich noch zur Staatsreligion wurde, in der Reformationszeit leider auch, als der reformatorische Aufbruch nur durch das landesherrliche Kirchenregiment abgesichert werden konnte.

Die Gedanken bleiben klar, bei Augustin und Luther etwa in der Lehre, dass Staat und Kirche zwei Reiche, Bereiche bleiben müssen. Die Taten aber, und auf die kommt es ja an, trübten ein, wurden ambivalent. Es wurde gesegnet, was um Gottes Willen niemals hätte gesegnet werden dürfen und der Altar degenerierte zum Beistelltischchen des Thrones.

Gepriesen sei die Französische Revolution und die Weimarer Verfassung, Feuerbach und Marx, die uns Kirchen – oft gegen unseren Willen! – von dem befreit haben, was den aufrechten Gang so schwermachte. Mit erleichtertem Schrecken fanden wir uns in der Moderne wieder und waren wieder so weit wie zu Jesu Zeiten. Aber müssen wir weiterkommen als Jesus und wäre es nicht besser, ihm nachzufolgen?

Die Moderne aber, sehr geehrte Damen und Herren, ist vorbei. Und ich werde hellhörig, wenn in der Zeit, die wir uns Postmoderne zu nennen angewöhnt haben, aus bestimmten – meist dunklen – Ecken und nicht nur im Kreistag, sondern in Europa und der Welt wieder nach „Werten“ gerufen wird: Familie! Nation! Und eben auch: Glaube!

28 Jahre – kaum zu glauben – ist das jetzt schon wieder her, als der polnische Abgeordnete Tomas Wojcik in der Nacht vom 19. auf den 20. Oktober 1997 im Plenarsaal des Sejms ein Kreuzifix aufhängte. Es hängt da immer noch. Das war noch ein guter Anfang. Aber dann

kippte es: Für mich ein Wendepunkt: Polen, Russland, Ungarn, Italien, Österreich jetzt – aber natürlich auch die USA. Sie rufen „Werte“! aber predigen die Abwertung von allem, was ihnen fremd ist.

Inständig bitte ich unsere konservativen Glaubensgeschwister: Geht diesen Hasspredigern nicht auf den Leim! Eine Erweckung in unseren Kirchen und Gemeinden, ein geistlicher Neubeginn im Glauben: ja! Und absolut notwendig! Aber irgend so eine religiöse Retronummer in unserem Land: Gott bewahre uns davor!

Wenn wir – aus Glaubensgründen und mit biblisch-theologischen Argumenten! – jeder ideologischen Vermischung von Staat und Kirche kritisch gegenüberstehen, müssen wir neu und anders überlegen, wie die beiden Größen Staat und Kirche aufeinander zu beziehen sind. Ich versuche nun, aus kirchlicher Sicht dieses Verhältnis zu bestimmen: Wie viel Kirche dürfen wir unserem Land zumuten? Wo halten wir uns zurück, wo mischen wir uns ein? Und wieder soll ein altes, bewährtes Denkmodell helfen, in diesen neuen und unübersichtlichen Zeiten wieder eine klare Perspektive zu gewinnen. Es stammt aus der Zeit vor der konstantinischen Wende, Eusebius von Caesarea hat es entwickelt: Es ist die altkirchliche Lehre vom Dreifachen Amt Christi in dieser Welt, dem königlichen, dem prophetischen und dem priesterlichen Amt.

Dabei meint königlich: Wo gestaltet Kirche diese Gesellschaft konkret, etwa in der Diakonie mit? Prophetisch: Wo erhebt sie – nicht nur in Sonntagspredigten, aber auch da - ihre Stimme im Namen Gottes und priesterlich: Wie bringt sie im Gebet diese Welt vor Gott? Wie ernst meinen wir unsere Fürbitte? Diesen Dreiklang möchte ich nun auf dem Grundton der Trennung von Kirche und Staat erklingen lassen, er gibt kirchlichem Handeln Raum und setzt ihm eine Grenze.

Im königlichen Amt kommt zum Ausdruck, dass nicht nur dem einzelnen Christen, sondern auch der Gemeinde und der Kirche aufgetragen ist, in dieser Welt Gutes zu tun, spontan und individuell – genauso wie organisiert und mit langem Atem. Der barmherzige Samariter bringt den unter die Räuber Gefallenen in eine Herberge – die ersten Gemeinden und die frühe Kirche errichten selbst Herbergen, stellen Diakone ein, bauen die ersten Krankenhäuser der Antike wie bei Basilius, der Große, einer der drei kappadokischen Väter, der auch die erste überregionale und langfristig organisierte Armenspeisung durchführte, ein Vorläufer der Tafelbewegung bereits um das Jahr 300 nach Christi. Alles in einer Zeit, als das ohnehin nicht sonderlich ausgeprägte und nur wenigen vorbehaltene Sozialsystem des Römischen reiches vollkommen zusammenbrach. Zusammenbrechende Sozialsysteme müssen uns ein Thema sein!

Aus dieser „organisierten Nächstenliebe“ erwachsen Diakonie und Caritas. Hier kann entstehen und wachsen, was dieser Welt um Gottes Willen ein menschliches Gesicht gibt, oft gleichermaßen als „kirchliche Erfindung“: Arbeit mit Behinderten in Bethel, die Seelsorge an Gefangenen, die Bahnhofsmission, die Kindergärten, Flüchtlingsbetreuung, Neuentdeckung der Tafelarbeit, Hospize für Sterbende, um nur wenige Beispiele zu nennen: Überall ist die Kirche mit Menschen, Gebäuden und Kapital dabei und die meisten Menschen in unserem Land finden das gut und sind dankbar.

Damit es gut geht, müssen wir auf ein paar Dinge achten:

- Wir entbinden den Staat nicht von seinen sozialen Verpflichtungen. Ich war im vergangenen Jahr in den USA und habe gesehen, was aus einem Land wird, in dem der Staat sagen kann: Die Kirche und andere Ehrenamtliche kümmern sich doch um die Armen, das ist doch nicht mehr unser Problem. Doch: Armut ist ein politisches Thema und wenn wir etwa Tafelarbeit machen, dann nicht um die Armut zu kaschieren, sondern um sie aus der Anonymität zu holen.

In der katholischen Soziallehre gibt es dafür den Begriff der Subsidiarität und der meint: Wir springen als Kirche „in die Bresche“ so lange, bis und damit, dass! der Staat reagiert. *Wir machen aus verschwiegenem Unrecht himmelschreiendes*. Wir helfen in der Not, aber nicht um Unrecht zu stabilisieren, sondern zur Sprache zu bringen.

Gute Diakonie ist immer politisch.

- Das heißt dann zweitens: wir lassen uns für unsere Ausgaben entschädigen, aber nicht korrumpieren. Ich finde es – um ein anderes Beispiel zu nennen – absolut angemessen, dass ein Sportverein, der engagiert über den Sport hinaus für die Kinder und Jugendlichen eines Ortes da ist, keine Hallenmiete zahlen muss oder Zuschüsse bekommt, auch von den Steuergeldern derer, die sich nur für sich selbst interessieren. Und wenn eine Kommune, die eine bestimmte Anzahl von Kita-Plätzen vorhalten muss, dafür aus Gründen der Kostenersparnis andere Träger wie den ASB oder eben auch die Kirche sucht, ist das auch in Ordnung, wenn sie sich an den Kosten dieser Träger beteiligt.

Für das hysterische Geschrei etwa der unmenschlichen Partei habe ich an dieser Stelle nur kein Verständnis. Aber ich will wachsam bleiben. Denn natürlich wohnt allen kirchlich-staatlichen Kooperationen immer die Tendenz inne, in vor-kritische Zeiten zurückzufallen, abhängig zu werden von bestimmten, ursprünglich sicher sinnvollen Finanzierungsmodellen und über die Jahre durch Gewohnheit zu einem Sozialunternehmen zu werden, das seine Ursprünge vergessen hat.

Sie haben es womöglich bemerkt: Wir sind unaufhaltsam zum zweiten, dem prophetischen Amt Christi, übergegangen. Kirche hilft nicht nur und packt mit an in unserem Land, sie erhebt auch ihre Stimme für die Sprachlosen wie die Propheten im Alten Testament, wie Jesus Christus selbst.

Und sie ist womöglich die letzte Institution, die das im ganzen Land, in allen Städten und Dörfern tut, auch in den strukturschwachen Gegenden, in denen die Post AG den letzten Briefkasten abgebaut und Edeka die einzige Filiale geschlossen hat.

Eine Analyse der Bundestagswahl hat gezeigt, dass diese seltsame fremdenfeindliche Partei am erfolgreichsten auf Stimmenfang in Gegenden gegangen ist, wo gar nicht so viele Fremde leben, sondern in den Regionen, die sich abgehängt fühlen. Besuch aus Görlitz erzählte mir von einer Kleinstadt in der Nähe der polnischen Grenze, in der eine einzige, vollkommen integrierte Familie aus Syrien lebt, die AfD aber 78 % der Stimmen erreicht hat. Da war wohl die (drohende und jetzt erfolgte) Schließung des Siemens-Werkes eher wahlentscheidend,

der letzte Kick dann die Transformation der berühmten Görlitzer Waggonbaufabrik - sie alle kennen die roten Doppeldecker – jetzt in eine Panzer-Fabrik.

Das müssen wir als Kirche noch viel schärfer als prophetische Aufgabe in den Blick bekommen: diesen demographischen und Strukturwandel, diese Zentralisierung in den Ballungsräumen, diese von der Entwicklung abgehängten Regionen im Osten und Norden, aber auch bei uns in Oberhessen oder im Odenwald. Ein weltweites Phänomen übrigens, was das Abstimmungsverhalten damals beim Brexit oder jetzt wieder die Wahl Trumps gezeigt haben.

Ich bin froh, dass es hier im Rheingau-Taunus so viele kluge Menschen gibt. Aber wir sollten uns nicht zurückziehen in unsere Tagungshäuser und Wohnzimmer – fast hätte ich Salons gesagt – um bei einem Glas guten Rotweins über die Dummheit anderer den Kopf zu schütteln.

Liebe Synodale, vielleicht sind ja auch wir das Problem. Und es ist die prophetische und vielleicht sogar historische Aufgabe der Kirche, dieses zentrifugale Land zusammenzuhalten. Vielleicht brauchen wir ganz neue Formen von Partnerschaften. Damit wir nicht nur in der Zeitung lesen, sondern im Gebet miteinander teilen, was es heißt, in einem Ort zu leben, in dem vor langem schon Firmen, Filialen und Werke geschlossen haben, was solche Industrieruinen und leerstehende Häuser und wegziehende Söhne und Töchter mit ganzen jungen Familien mit dem Menschen gemacht haben über die Jahre.

Sorge macht mir dagegen die Tendenz von Institutionen wie unserer Kirche zu zentralisieren und in sogenannten „Leuchtturmprojekten“ zusammenzuziehen. Das weiß doch jedes Kind, dass ein Leuchtturm niemals Ziel meiner Reise sein darf, es sei denn ich möchte auf Grund laufen oder am Fels zerschellen.

An EKHN2030 gibt es viel zu kritisieren, bei anderer Gelegenheit gerne wieder. Aber es ist wahrscheinlich unsere letzte Chance – wenn auch in neuer Form – in der Fläche präsent zu bleiben. Mit weniger Personal und unter schwierigeren Bedingungen als vor vielleicht 30 Jahren noch. In Nachbarschaftsräumen und mit Teams eine neue Kirche nahe bei den Menschen bauen und eben nicht den Rückzug antreten.

Die Zeichen der Zeit erkennen heißt: die Kirche im Dorf lassen, in der Fläche präsent bleiben. Die Glocken läuten lassen, denn: „Man hört es nicht, wenn Gottes Weise summt. Man wird es erst, wenn sie verstummt.“

So sind wir, wieder beinahe unbemerkt, zum dritten Amte Christis übergegangen, dem priesterlichen. Ich male ihnen dazu eine Szene vor Augen. Im vergangenen Sommer war ich mit Kollegen auf eine Gartenparty eines bekannten und in evangelischen Kreisen meiner Ansicht nach aus berechtigten Gründen nicht allzu beliebten bayerischen Politikers eingeladen. Des Small Talks überdrüssig hörte ich mich selber plötzlich sagen: „Herr Minister, wenn ich für sie beten soll, nennen Sie mir einfach ihre Anliegen.“

Nun, was soll ich sagen: nach einer Ewigkeit von drei Sekunden Schweigen wurde das Gespräch endlich gut: kontrovers, ehrlich, eher wütend als engagiert, eher respektvoll als höflich.

Zum Abschied sagte der Minister: „Für eure Diakonie bin ich dankbar. Mit euren frechen Predigten komme ich klar. Doch ich weiß nicht, ob es mich tröstet oder irritiert, wenn jemand für mich betet.“

Gebet ist keine Weltflucht, sondern heißt: diese Welt vor Gott bringen. Und vielleicht kommt in unserer Teilhabe an diesem dritten, dem priesterlichen Amt Christi, am stärksten Gott selber ins Spiel. Dann allerdings müssten unsere Gebete eine andere, neue Ausrichtung bekommen und wegkommen von diesen seltsamen und narzisstischen Petitionsveranstaltungen, in denen wir sozusagen über himmlische Bande dazu aufgefordert werden, uns den politischen Ansichten der Pfarrerin oder des Pfarrers anzuschließen: „Herr mach, dass wir uns alle viel mehr einsetzen für dieses und jenes.“ In der Predigt lasse ich mir das gefallen, bei Gebeten steige ich an dieser Stelle regelmäßig aus.

In Klöstern habe ich Gebete von atemberaubender Größe und Schönheit mitbeten dürfen, in denen diese wunderbare und kaputte Welt wie auf Händen vor Gott getragen wurde. Und für eine Sekunde blieb die Zeit stehen und ich dachte: das muss Gott doch jetzt sehen! Und auf einmal sah ich selbst, so klar wie nie zuvor. Und es war dieses Beten viel mehr auf einmal als menschliches Gerede; es war, als ob Gott selbst spricht, zwischen den Zeilen, in den Pausen – wie wichtig sind beim Beten und in der Musik die Pausen! – Und seine Stimme kam zum Klingen, unüberhörbar leise.

Wie viel Kirche braucht unser Land? war die Frage. Über dem Grundton der Trennung von Kirche und Staat haben wir den Dreiklang der Ämterlehre Christi erklingen lassen. Und in dem Versuch einer Antwort hat sich die Frage gewandelt: **Welche Kirche braucht unser Land?**

Ich möchte schließen mit den Zitaten zweier berühmter Theologen. Der in diesen Worten liegende Widerspruch hat mich durch meine ganze Glaubensexistenz beschäftigt.

Das erste Zitat ist von Karl Barth, er schreibt: dass die Stundengebete der Benediktiner-Mönche in Maria Laach unbeirrt weitergehen in der Diktatur der Nationalsozialisten sei für ihn von größter und politischer Bedeutung.

Als sein Mitstreiter in der Bekennenden Kirche Dietrich Bonhoeffer diesen Ausspruch hörte, soll er empört ausgerufen haben: „Nur wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen.“

Bonhoeffer ist unbedingt Recht zu geben. Aber sein Protest macht nur Sinn als Antithese zu dem Gedanken von Karl Barth. Die Wahrheit liegt in der Spannung zwischen den beiden Gedanken.

Das klingt dann so: Wer gregorianisch singt, kann nicht anders, als auch für die Juden zu schreien.“ Oder: „Nur wer betet, bekommt Kraft zum Kämpfen.“

Ich träume von einer evangelischen Kirche, die weiter alles so gut und richtig macht wie bisher. Die sich im Gebet aber zunächst einmal selbst erinnert, dass nicht sie es ist, die unsere Welt retten muss und wird.

Danke für Ihr geduldiges Zuhören!